

Die Sicht der Mutter

Es zerriss mir das Herz, als wir aus dem Haus traten und ich auf das Fenster schaute. Dort war sie, meine kleine Amelie, die mir traurig nachsah. Ich zwang mich zu einem Lächeln und unterdrückte die Tränen, die aufstiegen. Nein, ich wollte sie nicht mehr traurig sehen. Am liebsten wollte ich zu ihr zurück, sie trösten, sie auf meine Reisen mitnehmen. Aber ich konnte nicht. Durfte nicht. Sollte nicht. Es war zu gefährlich. «Katja.» Ich zuckte innerlich, als Alessandro meinen Namen aussprach. Langsam wandte ich meinen Kopf in seine Richtung, und sah, dass er gemütlich schlenderte. Meinen Schrittempo verlangsamte ich aber nur ein wenig. Mit einem Schmunzeln bemerkte er: «Der Bahnhof rennt dir nicht weg, meine Liebe.» «Der Zug schon», brummte ich, wurde aber doch langsamer. «Über was wolltest du reden?» «Du weißt schon, was.» Während er sprach, blickten seine dunkelblauen Augen mich mitfühlend an und seine Stimme wurde sanft. «Amelie hat die Sache mit deiner Schwester schon geregelt, aber sie ist nicht eine Person, die man schnell vergisst.» «Ich habe nie versucht, sie zu vergessen», sagte ich mit zittriger Stimme, «Aber es war so schwer, so schwer...» «Ich weiss. Für mich war das auch so.» Wir schwiegen eine lange Zeit. Es war mühsam, einen Schritt vor den anderen zu setzen, in dem Wissen, dass ich meine Tochter belogen hatte. «Wir kommen bald zurück, meine Liebe», hatte ich ihr gesagt. Sie hatte mich aus ihren dunkelblauen Augen hoffnungsvoll angeschaut. «Bald?» - «Bald», hauchte ich ihr zu, während ihre Augen aufhellten und sie glücklich weitergeplappert hatte.

«Wir müssen es regeln», meinte Alessandro plötzlich und riss mich aus meinen Gedanken. «Was meinst du?», fragte ich ihn langsam, obwohl ich es wusste. «So geht es nicht weiter. Wir können nicht jeden Tag mit dem Schmerz leben, die wir auf dem Rücken tragen. Amelie auch nicht. Das ist kein Leben.» «Aber das haben wir nicht zu entscheiden», wand ich ein, «das können nur unsere Chefs. Wir können es nicht.» Auf einen Schlag war ich furchtbar erschöpft, und mir kam es vor, als ob mich jemand die Hände hinter den Rücken zusammengebunden hätte. «Wir haben keine Wahl, ausser dem Pfad zu folgen, den wir gewählt haben. Es gibt keinen Weg zurück.» Alessandro blieb stehen. «Katja, du irrst dich.» - «Wie könnte ich mich irren?», schluchzte ich verzweifelt auf und lief noch ein kleines Stück weiter, bevor ich auch stehen blieb. «Es geht nicht! Wir können nichts mehr verändern! Es ist zu spät.» Am liebsten wäre ich zusammengebrochen. Doch das konnte ich nicht. Ich musste stark sein. Für Amelie.

Dann kam er auf mich zu. Liess sich für jeden Schritt Zeit, bis er vor mich stand. Sein Blick bohrte sich in meine Augen. Es entstand eine Pause zwischen uns. Dann holte Alessandro tief Luft... und sagte Worte. Worte, die ich nie wieder vergessen werde und die mir noch heute in den Ohren nachhallen. «Wir alle haben nur ein Leben, Katja. Nur einmal haben wir die Chance, und die müssen wir gut nutzen. Wir haben das Recht, es so zu gestalten, wie wir wollen, ohne Schmerz und Reue. Wir müssen nochmals mit unseren Chefs darüber reden, ihnen sagen, dass wir mehr frei haben wollen. Ein paar Tage sind nicht genug. Wir sollten Amelie über das Jahr besuchen können. Zwar nicht an jedem Tag, aber wenigstens einmal pro Woche. Wir könnten Teilzeit arbeiten oder versuchen, uns mit Saisonsarbeit zu organisieren. Vielleicht könnten wir auch unsere Ferien verlängern, damit wir viel öfter bei Amelie sein können.» Etwas unsicher, aber erwartungsvoll schaute er mich an. «Es ist ein weiterer Versuch wert, nicht wahr?» «Ja, schon», meinte ich niedergeschlagen, «aber würde es auch wirklich funktionieren? Früher hat es nicht geklappt. Auch dieses Mal haben wir wahrscheinlich keinen Erfolg. Die Welt ist hart. Wir können nicht Sachen einfach so verändern und den Ruder nach unserem Willen drehen.» «Wir müssen es versuchen, Katja. Für dich. Für mich. Für Amelie. Für uns.» «A-aber werden wir es auch schaffen?», fragte ich ihn und blickte ihm tief in die Augen. «Wir müssen es versuchen. Und ich weiss, wir werden das schaffen. Irgendwie.» Er streckte mir seine Hand entgegen. Mit einem liebevollem Lächeln hielt ich ihm meine hin. Dann drehten wir um. Uns kümmerte es nicht, dass unser Zug schon längst abgefahren war. Dass Schneeflocken nur so um uns herumwirbelten und sich weisse Tupfen auf unsere Mäntel bildeten. Denn obwohl wir uns bei die beissende Kälte durch den Schneesturm wieder zurückkämpften, war mir so leicht und warm wie nie zuvor.

